

Werner Bätzing

Der ländliche Raum in Franken und seine Veränderungen im Zeitraum 1995–2014

Eine persönliche Bilanz auf dem Hintergrund von 20 Jahren engagierter Wissenschaft in Erlangen¹

Anlässlich seiner Pensionierung bilanziert der Autor seine Tätigkeit am Institut für Geographie in Hinblick auf seinen Schwerpunkt „ländlicher Raum“ und die Universitätsreform. Er präsentiert dazu seine drei Schwerpunkte im ländlichen Raum (Regionalprodukte, regionsspezifischer Tourismus, Strukturen der Regionalentwicklung) und zentrale Erfahrungen, die damit verbunden sind. Die Analyse der Veränderungen im ländlichen Raum Frankens erfolgt nach den Bereichen Wirtschaft, Gesellschaft, Umwelt, Politik und kommt zum Ergebnis, dass der ländliche Raum heute schlechter dasteht als 1995, dass zugleich aber die Aufwertungspotenziale heute größer und viel klarer sichtbar sind als vor 20 Jahren. Zum Schluss folgt die Bilanzierung der Auswirkungen der Universitätsreform auf akademische Selbstverwaltung, Lehre und Forschung am Institut, deren Ergebnis negativ ausfällt.

Schlagworte: **Ländlicher Raum, nachhaltige Regionalentwicklung, Franken, Strukturwandel, Universitätsreform**

Einleitung

Vor fast genau 20 Jahren, am 6. Juli 1994, stand ich das erste mal bei meinem Bewerbungsvortrag hier im Hörsaal C, und ein Jahr später habe ich meine Tätigkeit als Professor für Kulturgeographie am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg begonnen. Ich möchte diese Abschiedsvorlesung jetzt dazu nutzen, um auf meine Zeit am Institut zurückzublicken und Bilanz zu ziehen, und zwar was meinen Schwerpunkt „ländlicher Raum“ betrifft, denn zu meinem Schwerpunkt „Alpen“ hatte es ja bereits im Mai in Innsbruck eine „Festveranstaltung“ gegeben².

Diese Bilanz besteht aus drei Teilen:

1. Was habe ich hier von Erlangen aus schwerpunktmäßig im ländlichen Raum gemacht?
2. Was hat sich in dieser Zeit im ländlichen Raum verändert?
3. Was hat sich in dieser Zeit am Institut für Geographie und an der Universität Erlangen-Nürnberg verändert?

1 Die Schwerpunkte meiner Arbeit im ländlichen Raum

1.1 Zur Wahl dieses Schwerpunktes

Mit dem Ruf nach Erlangen war es für mich völlig selbstverständlich, dass ich in Erlangen neben den Alpen einen zweiten Schwerpunkt in Forschung und Lehre brauchte, und genauso selbstverständlich war

es für mich, dass dieser zweite Schwerpunkt der ländliche Raum sein müsse, und zwar aus drei Gründen:

Erstens stellte er eine sinnvolle Ergänzung und Erweiterung meines Alpen-Schwerpunktes dar.

Zweitens würde ich dabei auf die Vorkenntnisse, die Erfahrungen und das Engagement der Studenten aus der Region zurückgreifen können, was ich als sehr wichtig ansah.

Und drittens war und bin ich davon überzeugt, dass die Universität eine Verantwortung für die Region hat, in der sie forscht und lehrt und dass die Universität deshalb „ihre“ Region unterstützen und fördern müsse – und dieser Verantwortung wollte ich mich bewusst stellen.

Das Thema „Ländlicher Raum“ als wissenschaftlichen Schwerpunkt zu wählen, bedeutete dabei für mich nicht nur, den Wandel in den ländlichen Teilräumen zu untersuchen und zu analysieren, sondern damit zugleich auch einen Beitrag zu leisten, den ländlichen Raum als „Ort guten Lebens“ zu stärken und ihn als einen gleichwertigen Lebensraum zur Stadt zu erhalten und aufzuwerten – in meinem Wissenschaftsverständnis greift jede wissenschaftliche Analyse bereits in die Realität ein und verändert sie, und eine neutrale oder gar objektive Analyse ist gar nicht möglich³. Deshalb muss ich mich immer mit den normativen Implikationen meiner Analysen auseinandersetzen, sie bewusst reflektieren und den Mut haben, die Konsequenzen für die Praxis, die darin implizit enthalten sind, auch explizit auszusprechen: Wenn man Wissenschaft so versteht, dann wird der sonst so große Graben zwischen Theorie und Praxis relativ klein⁴.

1.2 Zur methodischen Vorgehensweise

Nachdem ich in Erlangen angekommen war, beschäftigte ich mich sofort mit dem ländlichen Raum im allgemeinen und mit dem im Umkreis von Erlangen bzw. in Franken im Besonderen⁵.

Wie ging ich dabei vor, wo ich diesen Raum vorher überhaupt nicht kannte?

Erstens übernahm ich sofort das Geländepraktikum und leitete es im kulturgeographischen Teil zehn Jahre lang. Die Konzeption bestand damals darin, dass sich die Studenten in kleinen Gruppen mit drei Dörfern – eines nah an Erlangen, eines fern von Erlangen, eines in mittlerer Entfernung – beschäftigten, und zwar sowohl mittels teilnehmenden Beobachtungen, Kartierungen und Gesprächen als auch mittels der Auswertung von Strukturdaten und regionalplanerischer Festlegungen. Da der städtische Einfluss von Erlangen in Richtung Fränkische Schweiz sehr schnell abnimmt, reichen 20 km Luftlinie aus, um von städtisch überprägten Dörfern wie Bräuningshof zur Peripherie in Hundshaupten oder Hundsboden zu gelangen. Dadurch habe ich in diesem Raum sehr viele Dörfer im Detail kennengelernt; und die Erfahrungen der zahlreichen Studenten in diesen Dörfern, von denen sie oft mit Begeisterung erzählten, haben mir in Verbindung mit meinen eigenen Erfahrungen tiefe Einblicke in fränkisches Dorfleben gegeben. Und mit den Jahren habe ich dabei auch ein Gespür für den ablaufenden Wandel erhalten. Daneben habe ich zwar auch die einschlägigen Theorien gelesen, aber wichtiger waren mir dabei meine eigenen Erfahrungen vor Ort und mit den Menschen.

Zweitens habe ich von Anfang an meine Studenten motiviert, ihre Examensarbeit über einen Ort oder eine Gemeinde zu schreiben, die sie selbst sehr gut kennen, und ich habe zusammen mit ihnen nach Themen gesucht, die sowohl theoretisch relevant als auch gleichzeitig für die betroffenen Orte interessant und von praktischer Bedeutung waren. Im Idealfall gab es dann neben mir einen zweiten Betreuer aus der Praxis, und wenn die Arbeit relevante Ergebnisse brachte war es für mich selbstverständlich, dass sie auch öffentlich – meist in einem Gasthaus – vorgestellt wurde, und es war mir dann stets ein Anliegen, selbst persönlich anwesend zu sein und einige Worte zu sprechen. Bei diesen Veranstaltungen habe ich die fränkische Mentalität oft sehr hautnah mitbekommen.

Von den 240 Examensarbeiten, die ich in meiner Erlanger Zeit betreut habe, waren gut 150, also etwa zwei Drittel, dem ländlichen Raum in Franken gewidmet, und damit war die Universität Erlangen-Nürnberg häufig vor Ort präsent.⁶

1.3 Drei thematische Schwerpunkte im ländlichen Raum: Regionalprodukte

Als ich im Sommer 1995 nach Erlangen kam, begann hier in der Region gerade die Diskussion über Regionalprodukte. Auf Grund meiner Erfahrungen im Alpenraum hatte ich sofort einen Zugang zu dieser neuen Thematik: Regionalprodukte könnten eine Möglichkeit sein, die Arbeitsplatzverluste im ländlichen Raum zu bremsen oder aufzuhalten, und sie könnten dazu beitragen, Verantwortung für den ländlichen Raum zu stärken.

Deshalb beschäftigte ich mich sofort mit dieser Thematik und stellte schnell fest, dass es dazu kaum wissenschaftliche Vorarbeiten gab, auf die ich zurückgreifen konnte, und dass auch hier in der Region ziemlich unklar war, wie Regionalprodukte konkret zu definieren und aufzuwerten seien.

In dieser diffusen und unklaren Anfangssituation begann ich, zu dieser Thematik gezielt Examensarbeiten zu vergeben, und die erste dieser Arbeiten war diejenige von Ulrich Ermann über „Wirtschaftsverflechtungen fränkischer Brauereien“, die 1997 fertiggestellt wurde, und später machte er aus dieser Thematik seine sehr wichtige Dissertation über Regionalprodukte⁷.

Im gleichen Jahr, also 1997, wurde die Dachmarke „Original Regional“ der damaligen „Region Nürnberg e.V.“ gegründet, was für mich den Beginn der Zusammenarbeit mit Manfred Gehr bedeutete, und diese Zusammenarbeit wurde später nach der Restrukturierung von „Original Regional“ im Kontext der neuen Metropolregion Nürnberg dann mit Dr. Christa Standecker fortgesetzt.

Als dritte Schiene neben den Examensarbeiten und der Zusammenarbeit mit „Original Regional“ führte ich zusammen mit Dr. Werner Ebert von der Stadt Nürnberg in den Anfangsjahren drei sehr gut besuchte Tagungen in Nürnberg durch, auf denen zahlreiche Probleme der Aufwertung von Regionalprodukten von einem breiten Kreis unterschiedlichster Akteure aus Theorie und Praxis diskutiert wurden. Und die vierte Aktivität in dieser Zeit war eine Analyse der regionalwirtschaftlichen Verflechtungen der Produkte Milch, Fleisch, Getreide und Holz im Landkreis Neumarkt in der Oberpfalz, die bis heute die einzige Analyse dieser Art auf Landkreisebene geblieben ist⁸.

Das Thema „Regionalprodukte“ ist das wichtigste meiner Themen im ländlichen Raum. Insgesamt habe ich dazu 35 Examensarbeiten und eine Dissertation vergeben,⁹ mehrere Projektseminare durchgeführt, Gutachten verfasst, öffentliche Vorträge gehalten und dabei mit den verschiedensten Akteuren zusammengearbeitet.

Aus einem dieser Projektseminare heraus entstand dann durch eine studentische Arbeitsgruppe die Idee,

Regionalprodukte gezielt in der Gastronomie der Fränkischen Schweiz aufzuwerten, und dank der Zusammenarbeit mit dem Müller-Verlag und dem persönlichen Engagement von Verlagsleiter Michael Müller wurde daraus im Jahr 2011 das „Gscheitgut“-Kochbuch, das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, woraufhin 2013 sogar ein zweiter Band produziert werden konnte.¹⁰

Eine solche Entwicklung ist für mich ideal: Aus der wissenschaftlichen Analyse, die sich ganz bewusst von der üblichen Wahrnehmung der Wirklichkeit distanziert, erwächst ein neuer, veränderter Blick auf die Realität; dieser neue Blick lässt neue Möglichkeiten sichtbar werden, und daraus können sich dann neue Umsetzungs- und Aufwertungsprojekte entwickeln, die vorher undenkbar waren – so stelle ich mir eine verantwortungsvolle und engagierte Wissenschaft vor.

Heute sind Regionalprodukte bei den Konsumenten voll akzeptiert, so dass sie anfangen, sich breit durchzusetzen. In dieser neuen Situation möchte ich jetzt explizit auf zwei aktuelle Gefahren hinweisen:

Erstens: Je mehr sich Regionalprodukte bei den Konsumenten durchsetzen, desto größer wird das Interesse des Lebensmitteleinzelhandels, seine eigenen Produkte als Regionalprodukte zu vermarkten. Die neue regionale Kennzeichnung, das sog. „Regionalfenster“ des deutschen Verbraucherministeriums definiert als „Region“ lediglich ein Gebiet, das kleiner als ganz Deutschland sein muss.¹¹ Das hat mit der ursprünglichen Idee der Regionalprodukte nichts mehr zu tun und eröffnet den Einzelhandelskonzernen viele Täuschungsmöglichkeiten. Hier sehe ich eine der wichtigsten Aufgabe für die nächste Zeit, die Unterschiede zwischen wirklichen und fingierten Regionalprodukten deutlich herauszustellen und öffentlich zu kommunizieren.

Zweitens: Alle Politiker sind für Regionalprodukte – jedenfalls in ihren Sonntagsreden. Im konkreten Alltag sieht es jedoch meist anders aus, und hier dominieren nach wie vor die klassischen Politikinstrumente der Wirtschaftsförderung und des Infrastrukturausbaus. Mit dem Thema Regionalprodukte ist es inzwischen so ähnlich wie mit dem Thema Nachhaltigkeit: Alle sind dafür, und Niemand ist dagegen, aber es bleibt bei schönen Absichtserklärungen und ausgewählten Alibi-Projekten, die nur davon ablenken sollen, dass eigentlich nichts Relevantes passiert. Politik im Zeitalter der Postmoderne – so habe ich es im Buch „Entgrenzte Welten“ formuliert, das ich mit meiner Frau zusammen geschrieben habe – beschränkt sich nur noch auf Alibi-Lösungen, also auf fingierte oder simulierte Lösungen, die mit der konkreten Wirklichkeit nichts mehr zu tun haben.¹² Auf der Ebene der zuständigen Ministerien im Bund und im Freistaat Bayern ist dies beim Thema Regionalprodukte m.E. deutlich zu sehen, aber davon möchte ich auch die

Metropolregion Nürnberg nicht ganz ausnehmen: Obwohl sie mit der „Bad Windsheimer-Erklärung“¹³ und einer Reihe von Aktivitäten ein sehr wichtiger Pionier für die Aufwertung von Regionalprodukten in Deutschland war und ist, habe ich andererseits immer wieder den Eindruck, dass die Umsetzung nicht dem selbst gestellten Anspruch entspricht, und dass hier eine Lücke klafft, die unbedingt geschlossen werden müsste.

1.4 Drei thematische Schwerpunkte: Regionsspezifischer Tourismus

Mein zweiter Schwerpunkt im ländlichen Raum ist der Tourismus. Auch dieses Thema war mir von den Alpen her vertraut, und für die piemontesischen Akteure geworden, indem ich Wanderführer schrieb, mit denen ich einen umwelt- und sozialverträglichen Wandertourismus förderte, der diese Entsidlungsregion wieder etwas aufwerten sollte.¹⁴

Diese Erfahrungen übertrug ich dann auf den ländlichen Raum in Franken, und ich habe mich hier gezielt für die Stärkung eines regionsspezifischen Tourismus engagiert, der die lokalen und regionalen Potenziale aufwertet, anstatt auf Freizeitparks, Großevents und ähnliche ortlose Dinge zu setzen, die überall stattfinden können. Auch in diesem Themenfeld habe ich etwa 35 Examensarbeiten vergeben, einige Projektseminare durchgeführt und eng mit verschiedenen Touristikern zusammengearbeitet. Dabei freut es mich besonders, dass die Leitung der Tourismuszentrale Fränkische Schweiz seit zwei Jahren in der Hand von Sandra Schneider, also einer Geographin, liegt, was die Zusammenarbeit sehr erleichtert, und dass Frau Schneider seit kurzem auch mit Lehrveranstaltungen an unserem Institut vertreten ist.

Dass jedoch aus diesem Engagement für den Tourismus im ländlichen Raum Frankens dann auch konkrete Tourismusangebote entstanden, verdankt sich eher einem Zufall: Im SS 2001 führte ich ein Projektseminar mit dem Titel „Die dörfliche Welt im Umbruch am Beispiel von Kunreuth“ durch, u.zw. gemeinsam mit Dr. Andreas Otto Weber vom Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte. Während die Geschichtswissenschaftler die Geschichte Kunreuths aufarbeiteten, kümmerten sich die Geographen um den Strukturwandel seit dem Zweiten Weltkrieg und um mögliche Zukunftsentwicklungen. Als es sich abzeichnete, dass es sehr konkrete, anschauliche und relevante Ergebnisse geben würde,¹⁵ entstand die Idee, diese Ergebnisse am „Tag des offenen Denkmals“ im September 2001 vor Ort zu präsentieren. Dazu entwickelten wir einen kleinen Rundgang durch das Dorf Kunreuth, der die

wichtigsten Punkte miteinander verband, an denen man diesen Wandel sehr schön anschaulich sehen und nachvollziehen konnte. Wir gaben unsere Informationen an die lokale und regionale Presse, bereiteten Info-Blätter vor und dachten uns: Wenn es gut läuft, dann werden vielleicht hundert Personen kommen.

Was dann am Tag des offenen Denkmals in Kunreuth geschah, war unglaublich: Wir wurden von vielen Hunderten von Menschen überrannt – offenbar hatten wir mit unserer Thematik den Nerv der Zeit getroffen – die „dörfliche Welt im Umbruch“ interessierte sehr viele Menschen. Deshalb wurde dann aus dem provisorischen Rundweg der Themenweg „Spurensuche Kunreuth – ein kulturgeschichtlicher Wanderweg“, der stark nachgefragt ist und der später auf die anderen Teile der Gemeinde ausgeweitet wurde.¹⁶ Und zwei Jahre später machten Dr. Weber und ich das gleiche noch einmal – diesmal am Beispiel der Gemeinde Egloffstein, und der „Kulturweg Egloffstein“ ist seitdem ein fester Bestandteil des touristischen Angebotes dieser Gemeinde.¹⁷ Und seit zwei Jahren ist er mit dem Trubachweg verknüpft, den Geologen und Geomorphologen der FAU angelegt haben,¹⁸ so dass daraus ein wichtiges touristisches Angebot der Fränkische Schweiz geworden ist.

Auch hier also der Schritt von der Analyse über die Bewertung bis hin zur konkreten Umsetzung, und ich hoffe sehr, dass weitere Beispiele solcher touristischen Aufwertungen folgen mögen wie z.B. die Nutzung historischer Wege für die Anlage von attraktiven Wanderwegen, wie es zum Beispiel Felix Heit in seiner Masterarbeit¹⁹ exemplarisch entwickelt hat: Die Potenziale für einen regionsspezifischen Tourismus im ländlichen Raum sind da und warten nur darauf, aufgewertet zu werden – man muss keineswegs auf das zurückgreifen, was Alle immer machen, nämlich ortlose Strukturen aufzubauen. Allerdings muss man für solche regionsspezifischen Aufwertungen den ländlichen Raum gut kennen, und das ist heute oft die erste große Hürde.

1.5 Drei thematische Schwerpunkte: Strukturen der Regionalentwicklung

Der dritte Schwerpunkt war den Strukturen der Regionalentwicklung gewidmet. In den beiden letzten Jahrzehnten entstanden neue Formen der Regionalentwicklung, die sog. „weichen“ Instrumente wie Regionalmanagement, Regionalmarketing, Lokale Aktionsgruppen, Lokale Agenda-Gruppen, und auch die Naturparke erhielten zusätzlich die Aufgabe des Regionalmanagements übertragen.²⁰ Weil ich von Anfang an der Meinung war, dass ländliche Entwicklung eine enge Zusammenarbeit der Bereiche Wirtschaft – Gesellschaft – Umwelt und Politik

braucht, habe ich mit einer Reihe dieser Gruppen enger zusammengearbeitet, besonders mit der LAG Aischgrund, mit der REGINA GmbH im Landkreis Neumarkt und mit dem Naturpark Fränkische Schweiz-Veldensteiner Forst.

Dabei stellte sich mir bald eine Grundsatzfrage: Die räumliche Struktur der Landkreise und der Planungsregionen ist in Bayern am Konzept der Zentralen Orte ausgerichtet: Ein Landkreis besitzt in seinem Kern ein Mittelzentrum, und sein Gebiet ist mit dem Einzugsgebiet dieses Mittelzentrums identisch. Gleiches gilt auch für die 18 Planungsregionen in Bayern, die sich jeweils um ein Oberzentrum herum erstrecken.²¹

Bei einer solchen Raumlagerung wird der ländliche Raum systematisch zerstückelt: Die Fränkische Schweiz z.B. zerfällt dadurch in die sechs Teilbereiche der Landkreise Forchheim, Bamberg, Kulmbach, Bayreuth, Nürnberger Land und Erlangen-Höchstadt. Und da Landkreisgrenzen wichtige und harte Grenzen im Alltag sind – die Einzugsbereiche von Tageszeitungen, Schulsprengel, Kreisklassen beim Fußball sind damit identisch – fällt es schwer, gemeinsame Lösungen für die gemeinsamen Probleme der Fränkischen Schweiz zu entwickeln. Das ist ein typisches und zentrales Problem in allen ländlichen Räumen, und es wurde sehr konkret und anschaulich von Frank Sonderhaus in seiner Magisterarbeit aufgearbeitet.²²

Deshalb habe ich ab dem Jahr 2001 angefangen, mich am Beispiel der Fränkischen Schweiz für ein landkreisübergreifendes Regionalmanagement für die Fränkische Schweiz zu engagieren – nicht als Gegenentwurf zur Zentralen-Orte-Struktur, sondern gezielt zu ihrer komplementären Ergänzung. Auch wenn ich dabei eine Reihe von Mitstreitern gefunden habe – als wichtigsten die katholische Landvolkshochschule Feuerstein mit ihrem Leiter Heiner Neuner²³ –, so bin ich dabei auf den vollen Widerstand der damaligen Landräte gestoßen, für die dieser Gedanke völlig undenkbar war. Höhepunkt war ein Gespräch im Bierzelt auf der Erlanger Bergkirchweih, das Oberbürgermeister Dr. Siegfried Balleis initiiert hatte und an dem ich meine Idee drei Landräten und einem Regierungspräsidenten persönlich vorstellen konnte – ohne Ergebnis.

Stattdessen wurde dann das Regionalmanagement fast flächendeckend auf Landkreisebene eingeführt,²⁴ was m.E. für dieses Instrument nicht optimal ist und wichtige Potenziale nicht berücksichtigt.

Ich hoffe aber, dass nach den Neuwahlen vom Frühjahr 2014 eine neue Generation von Landräten jetzt vielleicht etwas offener für diese Idee ist, und ich werde mich dafür auch in Zukunft engagieren.

2 Die Veränderungen im ländlichen Raum Frankens zwischen 1995 und 2014

Was hat sich im ländlichen Raum hier in der Region zwischen 1995 und 2014 verändert? Meine Darstellung orientiert sich an den Bereichen Wirtschaft, Gesellschaft, Umwelt und Politik.

2.1 Wirtschaft

Beginnen wir mit den Arbeitsplätzen im ländlichen Raum, also mit den Erwerbstätigen/Beschäftigten am Arbeitsort (nicht am Wohnort, weil darin auch die Auspendler in die Stadt enthalten sind). Bereits während des Geländepraktikums war mir aufgefallen, wie deutlich man in jedem Dorf die verschwundenen Arbeitsplätze sehen kann: Leerstehende Bauernhöfe, Gewerbebetriebe, Gastwirtschaften, Läden, und die Auswertung der Strukturdaten bestätigte diese Arbeitsplatzverluste eindrücklich. Über einige Jahre hinweg sah ich stets das gleiche Bild: Arbeitsplätze im Dorf verschwinden.

Doch dann setzte eine neue Entwicklung ein, wenn ich mich recht erinnere etwa ab dem Jahr 2000: Auf einmal entstanden außerhalb der Dörfer neue Gewerbegebiete. Aber keineswegs überall, sondern nur in guter Erreichbarkeit entlang größerer Straßen und Entwicklungsachsen. Besonders auffällig entlang der A 73, dem Frankenschnellweg zwischen Nürnberg und Bamberg: An jeder Auffahrt entstand seitdem ein Gewerbegebiet.

Ich interpretiere diese neue Entwicklung mit der Theorie der „Zwischenstadt“ nach Thomas Sieverts:²⁵ Der suburbane Raum wächst nicht mehr weiter in flächenhafter, also konzentrischer Form in den ländlichen Raum hinein, sondern auf chaotische und fraktale Weise, besonders entlang der größeren Verkehrsachsen. Wenn man nicht genau hinsieht, erhält man den falschen Eindruck eines flächenhaften Wachstums, so aber wachsen nur die Gebiete entlang der Achsen band- oder punktförmig, während die Zwischenräume zwischen den Achsen weiterhin Arbeitsplätze verlieren. Ich habe die Arbeitsplatzverluste für den Kern der Fränkischen Schweiz, einem typischen Zwischenraum, berechnet: Von 1961 bis heute sind hier etwa 45% der Arbeitsplätze verloren gegangen, während entlang der Regnitzachse die Zahl der Arbeitsplätze in dieser Zeit erheblich gewachsen ist.

Es stellt sich jetzt die Frage, ob sich die Aufwertung von Regionalprodukten seit 1995 bei den Arbeitsplätzen positiv auswirkt? Meine Antwort: Ja, durch Regionalprodukte werden dezentrale Arbeitsplätze auf dem Land gesichert und neu geschaffen, aber dieser Effekt ist letztlich noch sehr bescheiden: Es

fallen seit 1995 mehr dezentrale Arbeitsplätze weg, als durch Regionalprodukte neu entstehen.

Ich habe in der großen Metropolregion Nürnberg sieben Kleinregionen identifiziert, in denen die Arbeitsplatzsituation sehr prekär ist;²⁶ die größte ist die Region Hesselberg-Hahnenkamm, aber auch der Steigerwald, die Hassberge oder die Fränkische Schweiz gehören dazu. In diesen Regionen ist die Aufwertung von Regionalprodukten ganz besonders vordringlich, am besten in enger Zusammenarbeit mit einem regionsspezifischen Tourismus und einer aktiven Naturpark-Arbeit, weil diese Gebiete meist zugleich Naturparke sind. Wenn Regionalprodukte wirklich die Aufgabe erfüllen sollen, die ihnen in der „Bad Windsheimer Erklärung“ zukommt, dann braucht es hier größere, zusätzliche Impulse – oder es gibt in der Metropolregion bald Gebiete ohne Arbeitsplätze.

2.2 Gesellschaft

Ich untergliedere diesen Bereich in die Teilbereiche kulturelle Identität und Demographie.

Bereits während des ersten Geländepraktikums im Jahr 1996 fiel mir auf: Es gab in einer Reihe von Dörfern kulturelle Veranstaltungen wie Backofenfesten, die vor längerer Zeit abgebrochen waren, die aber seit einigen Jahren wieder neu durchgeführt wurden und sich großer Beliebtheit erfreuten. Da ich im ländlichen Raum Nordhessens, also in der Region Kassel, aufgewachsen war, kannte ich die deprimierte und erstarrte Stimmung im ländlichen Raum der 1960er Jahre – und das, was ich jetzt im Geländepraktikum erlebte, war eine ganz andere, neue Situation.

Ich habe darüber oft mit Philipp Hümmer gesprochen, unserem ehemaligen, leider viel zu früh verstorbenen Kollegen am Institut,²⁷ und er hat meine Beobachtungen bestätigt: Der absolute Tiefpunkt der kulturellen Identität im ländlichen Raum war um das Jahr 1980 herum erreicht, als die Stadt das leuchtende Vorbild war und das Land nur noch als „dumpfe Provinz“ galt. Ab etwa 1985 setzte dann auch hier in der Region langsam eine kulturelle Aufwertung ein, und diese habe ich ab 1996 miterlebt, und sie dauert eigentlich bis heute an.

Als Ergebnis lässt sich formulieren: Landleben wird heute oft nicht mehr als minderwertig oder defizitär erlebt, sondern als positiv und wertvoll – Landleben ist anders als städtisches Leben, aber gleichwertig. Für mich ist das die wichtigste positive Veränderung im ländlichen Raum in den letzten beiden Jahrzehnten, und dies stellt ein sehr relevantes Potenzial dar, was noch sehr viel stärker als heute für die ländliche Entwicklung genutzt werden könnte.

Ganz anders dagegen die demographische Entwicklung: Lange Zeit waren die ländlichen Räume mit

wenigen Ausnahmen demographisch stabil.²⁸ Dann jedoch kam um das Jahr 2004 herum der Bruch: Seit diesem Jahr verlieren fast alle Gemeinden und Landkreise im ländlichen Raum Einwohner, und demographisches Wachstum findet sich nur noch in den großen Städten und in den direkt angrenzenden suburbanen Räumen.

Allerdings: Viele Experten ziehen daraus den Schluss, dass der ländliche Raum keine Zukunft mehr habe und ein „Rückbau“ die einzige Option darstelle.²⁹ Dies sehe ich anders: Wir haben zwar eine säkulare Trendwende, aber die Rückgänge seit 2004 und die prognostizierten Rückgänge bis 2031 sind noch relativ bescheiden und stellen keineswegs das Landleben grundsätzlich in Frage.³⁰ Allerdings verlangen sie andererseits, dass man nicht mehr „einfach so“ weitermachen kann wie bisher, sondern dass tragfähige Aufwertungskonzepte entwickelt werden. Und einige meiner Antworten darauf kennen Sie bereits – Regionalprodukte, regionsspezifischer Tourismus, neue Strukturen der Regionalentwicklung.

Im Bereich der Gesellschaft haben wir also große Gegensätze: Im Bereich der kulturellen Identität eine sehr positive Entwicklung, im Bereich der Demographie dagegen eine negative Entwicklung.

2.3 Umwelt

Ich persönlich erlebe es stets als ein Drama, wenn ich sehe, wie Obst in alten Hochstammkulturen am Baum verfault, und wie kleinräumige und artenreiche Kulturlandschaften allmählich verbuschen und verwildern. Ich habe den Eindruck, dass diese Entwicklung, die bereits um 1880 herum begann und sich ab 1965 markant beschleunigte, seit 1995 weiter voranschreitet, dass sie aber seit Mitte der 2000er Jahre zum Stillstand gekommen ist, weil die Förderungen der regenerativen Energien den Druck auf den Boden und somit auch die Pachtpreise stark erhöht haben. Dies führt jetzt zur Intensivierung der Nutzung auf den Gunstflächen.

Dieser schleichende Wandel der Bodennutzung und die damit verbundene Landschaftsveränderung wird in der Öffentlichkeit oft gar nicht bemerkt, da für städtisch geprägte Menschen Natur einfach nur „grün“ ist und Natur derjenige Teil der Landschaft ist, der nicht überbaut ist. Mein Eindruck ist, dass die Umweltqualität der Landschaft in den letzten 20 Jahren sowohl durch Intensivierungen wie durch Extensivierungen weiter abgenommen hat.

Allerdings gibt es daneben auch noch viele positive Beispiele für hohe Umweltqualität in Talauen, auf Kalkmagerrasen, auf den Hochflächen der Schichtstufen, in Niederwäldern, Wässerriesen, Karpfenteichen oder Buchenwäldern. Ursache hierfür ist meist ein sehr

beharrliches Festhalten an der traditionellen Nutzung, was dazu führt, dass diese traditionellen Nutzungen weder eingestellt noch durchgreifend modernisiert werden, so wie es eigentlich die wirtschaftlichen Sachzwänge heute erfordern würden.

Am Beispiel der Karpfenteichwirtschaft im Aischgrund habe ich – in enger Zusammenarbeit mit Dr. Martin Oberle, Vertretern der Teichgenossenschaften, dem Naturschutz und unter Mitarbeit zahlreicher Studenten – exemplarisch herausgearbeitet, wie sehr das so wichtige Festhalten an der traditionellen Karpfenteichwirtschaft ein riesiges Potenzial und ein riesiges Hemmnis zugleich darstellt.³¹ Diese Situation, die m.E. typisch für viele andere ist, verunmöglicht einfache Lösungen und erfordert ein sehr genaues Sich-Einlassen auf die ganz konkreten Verhältnisse vor Ort.

Sie merken es an dieser Darstellung: Die höchste Umweltqualität ist für mich nicht dort zu finden, wo es vom Menschen ungestörte Naturlandschaften gibt, sondern dort, wo über eine lange umwelt- und sozialverträgliche Nutzung die Landschaft besonders kleinräumig, artenreich und auf regionsspezifische Weise geprägt ist.

Im Bereich des Umweltschutzes haben wir ja in den letzten 20 Jahren den großen Paradigmenwechsel weg vom Schutz der Natur vor dem wirtschaftenden Menschen hin zum Schutz der Natur mittels eines dauerhaften, nachhaltigen Wirtschaftens erlebt. In den Alpen habe ich diesen Wandel als eine regelrechte Befreiung erlebt, weil die alten starren Gegensätze zwischen Nutzern und Schützern dadurch aufgelöst wurden, und jetzt ein produktives Miteinander möglich wurde.

Als ich 1995 nach Franken kam, war ich sehr froh, dass diese unfruchtbaren Gegensätze hier nicht existierten, was auch daran lag, dass Persönlichkeiten wie Wolfgang Geißner vom Naturpark Fränkische Schweiz seit langem die Strategie einer produktiven Verbindung zwischen Nutzung und Schutz pflegten.

Leider hat sich dies mit den Diskussionen um einen möglichen Nationalpark Steigerwald in der letzten Zeit geändert. Die konkreten Sachkonflikte, um die es dabei geht, hat Matthias Unglaub in seiner Examensarbeit sehr detailliert aufgearbeitet.³² Nur ein Punkt dazu: Die besonders schützenswerten alten Buchenwälder sind kein Urwaldrelikt, sondern Relikt einer spezifischen extensiven Waldnutzungsform der Würzburger Bischöfe, die im 18. Jahrhundert an dieser Nutzungsform festhielten und sie damals nicht modernisierten. Und als diese Buchenwälder nach der Säkularisation an die Bayerischen Staatsforste fielen, fanden diese per Zufall nicht die Zeit, diese Buchenwälder zu modernisieren. Für mich ist das ein sehr typischer Fall: Besonders hohe Naturqualitäten gehen in Franken nie auf Natur im Urstand zurück, sondern auf traditionelle nachhaltige Wirtschaftsformen.

So weit ich es von außen her beurteilen kann, wird die aktuelle Diskussion um einen Nationalpark Steigerwald derzeit stark von ideologischen Argumenten geprägt, und die sehr konkreten Konflikte wie Brennholzbezug, Betretungsrechte oder Jagdrechte dienen nur dazu, das Prinzip zu stärken. Ich habe den Eindruck, dass sich bei den konkreten Problemen konkrete Lösungen finden lassen könnten, die für beide Seiten akzeptabel sein könnten, wenn der ideologische Überbau nicht absolut gesetzt wird. Ich bedauere es, dass derzeit keine Lösung in Sicht ist, weil dadurch wichtige Potenziale der Regionalentwicklung blockiert werden.

2.4 Politik

Auch hier gibt es für mich einen signifikanten Bruch, u.zw. im Herbst 2002. Zu diesem Zeitpunkt wird erstmals in Bayern und Deutschland breit und öffentlich von „Wirtschaftskrise“ und zu hoher Staatsverschuldung gesprochen, und dies wird dann ab 2007 mit der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise weiter verstärkt.

Das neue Stichwort „Wirtschaftskrise“ führt auf dem Hintergrund der ab 1990 beschleunigt ablaufenden Globalisierung zum Wiedererstarben neoliberalen Gedankengutes und zum Abbau des Sozialstaates. Sozialstaat hatte in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg stets bedeutet, Dämpfung der sozialen Gegensätze zwischen Arm und Reich und gleichzeitig Dämpfung der räumlichen Gegensätze zwischen Stadt und Land bzw. Zentren und Peripherien. Daraus hatte sich die bundesdeutsche Raumordnung mit ihrer programmatischen Zielsetzung der „gleichwertigen Lebensbedingungen“ entwickelt, der die ländlichen Räume das Netz der Zentralen Orte und der in ihnen gebündelten Infrastrukturen verdanken.

Diese Zielsetzung wird ab 2002 ein Stück weit relativiert und in Frage gestellt, allerdings nicht öffentlich, sondern versteckt, wie z.B. im Raumordnungsbericht 2005, der bei der Ausstattung der Zentralen Orte in dünn besiedelten Räumen von „bedarfsgerechten Infrastrukturen“ spricht³³, was auf Deutsch heißt: Aufhebung von Mindestschwellenwerten und Abbau von Infrastrukturen, also eine klare Verschlechterung der Lebensbedingungen in diesen Räumen.

Auf diesem Hintergrund kam es dann im Jahr 2010 zum Gutachten des bayerischen Zukunftsrates, der empfahl, alle staatlichen Gelder nur noch auf die acht größten Städte Bayerns zu konzentrieren;³⁴ und diejenigen Räume, die weiter als eine Stunde Fahrzeit davon entfernt liegen, würde man gar nicht mehr brauchen. In meinen Augen war dies nur die konsequente Umsetzung des neoliberalen Denkens, das seit 2002 immer stärker geworden war.

Ich bin heute noch der Meinung, dass dies ein Versuchsballon von Horst Seehofer war, der damit testen wollte, wie weit solche Ideen in Bayern bereits Fuß gefasst hätten.³⁵ Die besonders heftigen Reaktionen darauf haben ihn dann offenbar doch etwas überrascht, so dass er schnell in die Gegenposition verfallen ist. Das neue Heimatministerium in Nürnberg und die programmatischen Ausführungen von Markus Söder betonen jetzt zwar sehr deutlich die Bedeutung des ländlichen Raumes in Bayern – aber vorläufig sind dies nur Sonntagsreden, und die konkrete Umsetzung wird erst noch zeigen müssen, wie ernst dies wirklich gemeint ist.

Damit komme ich jetzt zur Gesamtbilanz der Entwicklung im ländlichen Raum im Zeitraum 1995–2014:

- Der Wandel der Wirtschaft wirkt sich negativ auf den ländlichen Raum aus;
- Die demographische Entwicklung: negativ
- Der Wandel der Umwelt: negativ
- Der Wandel der Politik: noch unentschieden
- Der Wandel der kulturellen Identität: positiv

Als Gesamtbewertung lässt sich festhalten: Der ländliche Raum in Franken steht heute schlechter da als noch vor 20 Jahren; allerdings sind die Aufwertungspotenziale heute größer und viel klarer und deutlicher sichtbar als noch vor 20 Jahren – aber es sind erst Potenziale und noch keine Realitäten.

3 Die Veränderungen am Institut für Geographie und an der Universität Erlangen-Nürnberg seit 1995

Im Gegensatz zu den beiden vorigen Abschnitten gründen die folgenden Ausführungen ausschließlich auf meinen persönlichen Erfahrungen, und die Auseinandersetzung mit der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur spielt hier keine Rolle.

3.1 Der markante Trendbruch im WS 2002/03

Auch in diesem Bereich gab es einen markanten Trendbruch, nämlich im Wintersemester 2002/03, in dem sich zwei Ereignisse wechselseitig überlagerten:

1. Zuvor hatten wir am Institut im Wintersemester stets um die 120 Erstsemester gehabt, und im WS 2002/03 wurden dann auf einmal unerwarteterweise 240 Erstsemester eingeschrieben. Seitdem gibt es bei uns am Institut einen Numerus Clausus in allen geographischen Studiengängen, und seitdem haben wir – trotz N.C. – bis heute permanent sehr hohe Studentenzahlen, wodurch die Lehrbelastung stark angestiegen ist.

2. Im WS 2002/03 beginnt die Reform der gesamten Universität (nicht bloß die Einführung neuer Studiengänge), und diese Reform ist sehr zeitaufwändig.

Im Nachhinein möchte ich formulieren: Es änderte sich alles, wirklich alles, und nach diesem Einschnitt war dann am Institut und an der Universität nichts mehr wie vorher.

Damit diese Zäsur verständlich wird, muss erwähnt werden, dass vor 2002 alle Aufgaben am Institut und in der Universität eingespielt waren: Es gab keine Grundsatzdiskussionen, die Dinge, die zu machen waren, waren klar definiert und begrenzt und wurden mit Routine erledigt. Ausdruck dessen war, dass wir damals in der Vorlesungszeit alle drei bis vier Wochen eine Vorstandssitzung hatten, die knapp zwei Stunden dauerte, und der geschäftsführende Vorstand hatte dabei nicht besonders viel vor- und nachzubereiten. So etwas erscheint aus heutiger Sicht – wo Vorstandssitzungen mindestens alle 14 Tage stattfinden und endlos dauern – nahezu paradiesisch. Dies lag einfach daran, dass es am Institut und in der Universität eine schlanke Verwaltungsstruktur mit klaren Zuständigkeiten und sehr geringen Reibungsverlusten gab. Die Zahl der Studenten war zwar auch schon vor 2002 bei uns nicht niedrig, aber das Studium war wenig bürokratisiert, und die bestehenden großen Freiräume konnten Dozenten und Studenten für inhaltliche Vertiefungen nutzen – oder auch nicht. Es gab keine aufwendigen Kontrollinstanzen, sondern die akademische Freiheit, etwas zu tun oder es auch zu lassen. Nach meinem Eindruck haben diese Freiräume damals bei drei Vierteln aller Studenten die Eigenverantwortlichkeit und das Engagement im Studium gefördert, und beim restlichen Viertel hatte ich den Eindruck, sie wären auf einer Fachhochschule oder in einer Berufsausbildung besser aufgehoben.

Damit Sie einen Eindruck erhalten, was ab 2002 alles geändert wurde, hier eine kleine Aufzählung:

- Neue Leitungsstruktur der Universität,
- Neue Spielräume und Möglichkeiten der Universitätspolitik von Seiten des Ministeriums,
- Neue Universitätsstrukturen: Aus elf Fakultäten wurden fünf Großfakultäten, dadurch wurde eine zusätzliche Verwaltungsebene zwischen Fakultät und Institut erforderlich, das Departement – für den Rektor war das eine starke Vereinfachung, für die Professoren eine zusätzliche bürokratische Belastung,
- Neue Verträge für Professoren (sog. leistungsabhängige Bezahlung); das Grundgehalt eines Professor ohne Leistungszulage liegt jetzt unter dem Gehalt eines Gymnasiallehrers,
- Völlig neue Studiengänge (Bachelor und Master) mit permanenten Leistungsbeurteilungen anstelle von Magister, Diplom und Lehramtsstudiengängen,

bei denen die Abschlussnote sehr stark von der Examensarbeit und den mündlichen Examenprüfungen abhing.

Es gab also kaum einen Bereich an der Universität, der bei dieser Reform nicht geändert wurde, und das bedeutete: Viele Sitzungen, viele Kommissionen, Arbeitsgruppen, Ausschüsse, in denen die Stellungnahmen dazu kollegial vorbereitet wurden. Aber der Irrsinn ist dabei: Es gibt nicht nur eine Änderung und dann ist Schluss, sondern diese Änderungen verselbständigen sich und werden zu permanenten Änderungen, die nicht mehr enden. Ich habe den Eindruck, dass sie zum Selbstzweck einer Universitätsbürokratie werden, die damit deutlich machen möchte, dass die Form wichtiger ist als jeder Inhalt.

3.2 Die Folgen der Universitätsreform für Verwaltung, Lehre und Forschung

Die Folgen dieser Reform werde ich anhand der Bereiche Verwaltung, Lehre und Forschung skizzieren.

Verwaltung: Die Zeit, die ein Professor für Verwaltung aufwenden muss, hat sich gegenüber früher vervielfacht. Während wir vor 2002 am Institut die bürokratischen Aufgaben, die unter den Professoren und im Mittelbau verteilt wurden, gar nicht schriftlich fixiert hatten, weil es nur 4 bis 5 Aufgaben gab, die jeder kannte, so gibt es heute eine lange Liste dafür, die vier Seiten umfasst – die Bürokratie explodiert. Und es wurden viele völlig neue Aufgaben geschaffen, die es vorher nicht gab. Ich habe z.B. sieben Jahre lang, von 2003–2010, die Funktion des Studiendekans übernommen. Wenn ich es persönlich bilanziere, dann schätze ich, dass sich die Zeit, die ich für Bürokratie und Verwaltung aufwenden musste, seit 2002 mindestens versechsfacht hat.

Lehre: Die neuen Studiengänge sind im Gegensatz zu früher sehr stark mit Pflichtveranstaltungen angefüllt, die Benotung spielt bereits im ersten Semester eine entscheidende Rolle, die Freiheitsgrade der Studenten sind sehr viel geringer, und die bürokratischen Anforderungen sind sehr hoch und oft zeitraubend, weil die technischen Strukturen wie die elektronische Prüfungsverwaltung doch nie reibungslos funktionieren. Dadurch verdoppelt sich der Betreuungsaufwand für einen Durchschnittsstudenten im Vergleich zu früher, aber die zusätzliche Zeit wird jetzt für Formalia und Verwaltung benötigt, nicht für Inhalte. Wenn ich früher ein Seminar gemacht habe, haben sich die Studenten angemeldet, sind zum Seminar erschienen, haben ihre Referate gehalten und ihre Arbeiten abgeliefert, und das war es dann – heute dagegen führe ich zu jedem Seminar eine umfangreiche E-Mail-Korrespondenz, die zu 95% aus formalen Aspekten besteht. Dadurch wird die Lehre durch die neuen

Studiengänge zeitlich immer aufwendiger und immer stärker von formal-bürokratischen Aspekten geprägt.

Forschung: Die Bewertung von Leistung spielt heute bei Berufungen, bei Drittmitteln, beim Gehalt von Professoren, beim Finanzhaushalt eines Institutes, bei der Positionierung eines Instituts im Rahmen der Universität oder bei der Positionierung einer Universität im nationalen oder globalen Wettbewerb eine zentrale Rolle. Natürlich wurde auch früher schon Leistung bewertet, aber nicht immer und überall, sondern nur an wenigen ausgewählten Stellen. Aber der zentrale Unterschied liegt woanders: Als Leistung zählt heute nur das, was man quantitativ – also scheinbar objektiv – messen kann, und was nicht messbar ist, stellt deshalb auch keine Leistung dar. Diese Definition von Leistung widerspricht eigentlich dem Geist der Universität, denn die Mitglieder der Universität bewerten jetzt die Leistung von Kollegen, Arbeitsgruppen oder Instituten nicht mehr selbst – das eigene Urteil ist ja subjektiv geprägt und damit minderwertig –, sondern sie delegieren die Leistungsbewertung an formale Algorithmen, deren normative Implikationen man nicht kennt. Auf diese Weise wird quantitativ erfasst, wie viele Publikationen jemand in den global führenden Zeitschriften veröffentlicht hat, und dieses Ergebnis wird mit dem „Impact-Faktor“, dem Gewicht der Zeitschrift multipliziert, und es wird ausgerechnet, wie oft ein solcher Artikel in anderen Fachzeitschriften zitiert wird usw. Etwas vereinfacht möchte ich formulieren: Die Mitglieder der Universität trauen sich nicht mehr zu, die Qualität von wissenschaftlichen Arbeiten selbst zu bewerten – dabei kann man sich ja nur blamieren –, und das stellt für mich die Bankrotterklärung des Systems Universität dar.

Wissenschaftliches Forschen, das an solchen Kriterien gemessen wird und das solche Kriterien bereits von vornherein verinnerlicht, wird formalisiert, standardisiert, austauschbar und letztlich beliebig reproduzierbar. Das ist in meinen Augen das Ende einer Wissenschaft, die den Namen Wissenschaft verdient. Und deshalb wäre es auch irgendwie konsequent, wenn die Universitäten zu reinen Ausbildungsinstitutionen abgewertet würden, so wie manche Politiker das offenbar vorhaben.

Diese Veränderungen in Verwaltung, Lehre und Forschung haben die Universität seit 2002 nicht nur in der Form, sondern auch im inhaltlichen Kern vollständig verändert.

3.3 Die Auswirkungen der Universitätsreform für meine Arbeiten und für die Studenten

Zuerst zu den Auswirkungen für mich selbst: Seit 2002 stiegen die zeitlichen Belastungen für Verwal-

tung und Lehre so stark an, dass ich viele zusätzliche Aktivitäten streichen musste: Vor 2002 hatte ich zwei große Ringvorlesungen am Institut organisiert, zum Thema „Hochgebirge“ (mit dem Eröffnungsvortrag von Reinhold Messner im überfüllten Auditorium Maximum der Universität) und zum Thema „Ländlicher Raum in Franken“, die in der Öffentlichkeit stark beachtet worden waren – an so etwas war jetzt nicht mehr zu denken. Auch gute Examensarbeiten habe ich jetzt weniger vor Ort präsentiert, ebenso wie ich Vorträge und Aktivitäten außerhalb der Universität deutlich reduzieren musste. Ich war also gezwungen, mich auf die formalen Kernaufgaben eines Professors zu konzentrieren und alle darüber hinausgehenden Aktivitäten zu reduzieren, die ja gerade das Salz in der Suppe des akademischen Alltags sind und die sich oft innovativ auswirken.

Große Konsequenzen hatten die neuen Studiengänge auch für meine spezifische Art des wissenschaftlichen Arbeitens, weil dadurch der Stellenwert der Examensarbeit stark abgewertet wurde: Während die Studenten früher sechs bis neun Monate Zeit für ihre Examensarbeit hatten, wird diese Zeit beim Bachelor auf nur zwei Monate verkürzt. Damit ist es nicht mehr möglich, in der Bachelorarbeit empirisch relevante Dinge aufzuarbeiten, selbst wenn sie mit einem vorangehenden Praktikum eng verknüpft wird – die Zeit ist einfach zu kurz. Zwar steht dann für eine Masterarbeit wieder genügend Zeit zur Verfügung, aber die große Menge der von einem Professor zu betreuenden Examensarbeiten bilden die Bachelorarbeiten, die einen erheblichen Zeitaufwand erfordern. Damit fällt eine wichtige Möglichkeit weg, gemeinsam mit Studenten Forschung voranzutreiben, also Forschung und Lehre miteinander zu verzahnen.

Und schließlich muss ich feststellen, dass ich unter den neuen Rahmenbedingungen seit 2002 mit großer Mühe weiterhin regelmäßig zum Thema „Alpen“ publiziert habe, dass ich aber darüber hinaus nicht mehr die Zeit gefunden habe, meine Erfahrungen und Erkenntnisse zum Thema „Ländlicher Raum“ entsprechend zu veröffentlichen.³⁶

Und wie wirken sich die neuen Rahmenbedingungen für die Studenten³⁷ aus?

Als ich 1995 nach Erlangen kam, hatte ich Lehrerfahrungen in Berlin, Wien und Bern. Die Erlanger Studenten erschienen mir im Vergleich dazu ruhiger, braver, angepasster, aber ich merkte bald, dass ich sie nach ein, zwei Seminarsitzungen aus der Reserve locken konnte, und sie brachten sich dann oft aktiv in die Seminardiskussionen ein, in denen es bei mir ja immer auch darum ging, wissenschaftliche Themen mit der Alltagsrealität und den eigenen Erfahrungen zu verbinden. Etwa drei Viertel aller Seminarteilnehmer zeigten nach meinen Erfahrungen in den Jahren vor 2002 persönliches Interesse und Engagement.

Ab 2002 nahm dies mit den neuen Studiengängen allmählich immer mehr ab, und heute würde ich schätzen, dass sich maximal noch ein Drittel aller Erstsemester aktiv für ihr Studium interessieren und engagieren – die größere Zahl versucht dagegen, alle Pflichtveranstaltungen mit möglichst geringem Aufwand zu absolvieren und zeigt ein Verhalten wie in der Schule. Auch dadurch schwindet die Differenz zwischen Gymnasium und Universität.

Damit in Verbindung steht eine weitere Erfahrung, die mich je länger desto mehr beunruhigt: Ein nicht unerheblicher Teil der Studenten ist heute stark überlastet und überfordert, was sich in verspäteten Abgabeterminen, in Fehlzeiten, kurzfristigen Referats- und Seminarabsagen, Krankheitsfällen, Unfällen, Familientragödien und ähnlichen Ereignissen zeigt, die immer häufiger werden. Daran ist nicht allein das Studium schuld, sondern hier kommt offenbar sehr viel aus unserer postmodernen Lebenswelt zusammen: Dass sich Menschen im Alter von 22 Jahren wegen eines Burn-outs für längere Zeit in stationäre Behandlung begeben müssen, ist dabei nur die Spitze des Eisbergs. Als viel besorgniserregender empfinde ich es, dass bereits Erstsemester psychisch unter sehr großem Druck stehen und dass dieser Druck im Laufe des Studiums weiter anwächst – wo soll das enden? Was für ein Leben wird damit vorbereitet? Diese Entwicklung macht mir persönlich die größte Sorge, weil diese jungen Menschen ja die Zukunft unserer Gesellschaft sind.

Wenn ich jetzt den dritten Teil meiner Abschiedsvorlesung, den Wandel am Institut und in der Universität bilanziere, so muss ich feststellen, dass sich die Rahmenbedingungen für Forschung, Lehre und akademische Selbstverwaltung seit 2002 spürbar verschlechtert haben. Aber da ich noch einen alten Arbeitsvertrag (ohne Leistungselemente) und viele Erfahrungen aus der Zeit vor der großen Reform habe, hatte ich im neuen System größere Freiräume als die neuberufenen Kollegen, und diese Freiräume habe ich sehr aktiv genutzt.

Wenn ich aber jetzt daran denke, was im WS 2014/15 auf mich zukommen würde, nämlich die Evaluierung der Geographie im Rahmen der Evaluation der gesamten naturwissenschaftlichen Fakultät, die Akkreditierung aller geographischen Studiengänge im Rahmen einer universitätsweiten System-Akkreditierung und die Einführung eines Qualitätsmanagements an der gesamten Universität, dann muss ich sagen: Dass ich mich damit nicht mehr auseinandersetzen brauche, erlebe ich als eine Erhöhung meiner Lebensqualität.

3.4 Schluss: Nachfolge und Zukunft

Ich bedauere es sehr, dass es für meinen Alpenschwerpunkt am Institut keinen Nachfolger gibt, zumal ja auch die Alpenschwerpunkte in München, Bern und Zürich bereits abgebaut wurden. Dies hängt für mich mit der Tendenz im Fach Geographie zusammen, die Regionale Geographie immer mehr zu entwerten und die Allgemeine Geographie immer mehr aufzuwerten – damit verliert die Geographie nach meiner Bewertung ihr besonderes Alleinstellungsmerkmal und zugleich ihre spezifische Praxisrelevanz.

Umso mehr freut es mich, dass mein Nachfolger Tobias Chilla meinen Schwerpunkt ländlicher Raum hier am Institut fortführt – natürlich nicht genauso wie ich, sondern auf seine Weise. Wir haben in den letzten fünf Semestern dabei so gut zusammengearbeitet, dass ich alle Praxis-Vertreter, die heute hier anwesend sind, bitten möchte, in Zukunft mit Tobias Chilla genauso vertrauensvoll zusammenzuarbeiten, wie Sie mit mir zusammengearbeitet haben.

Und ganz zum Schluss noch ein Wort zu meiner persönlichen Zukunft: Nachdem mir in den letzten zehn Jahren größere Publikationsprojekte kaum noch möglich waren, möchte ich diese jetzt wieder in Angriff nehmen: Im Frühjahr 2015 wird mein „Alpen“-Buch in einer vollständig überarbeiteten Fassung wieder im Verlag C.H. Beck in München erscheinen, und es ist damit die vierte Fassung nach 1984, 1991 und 2003. Und anschließend möchte ich aus meinen beiden Vorlesungen zur „Mensch-Umwelt-Geschichte“ und zum „Ländlichen Raum“ zwei Bücher machen. Und selbstverständlich werde ich auch weiterhin die Entwicklung der Alpen und der ländlichen Räume in Franken aufmerksam verfolgen und mich dabei wie bisher weiterhin öffentlich einmischen.

Dieses öffentliche Einmischen ist mir auch deshalb so wichtig, weil unsere heutige Welt immer stärker durch digitale und virtuelle Prozesse geprägt wird, mit denen die irrealer Erwartung verbunden ist, dass sich alle Probleme unserer Welt auf rein technische Weise lösen lassen würden, wenn nur die entsprechenden Daten vorhanden wären. Ich bin noch in einer analogen Welt aufgewachsen, und deren Basis-Erfahrung war es, dass sich die zentralen Dinge der Welt einer totalen technischen Kontrolle grundsätzlich immer entziehen³⁸ – und meine beiden zentralen Themen „Alpen“ und „ländlicher Raum“ haben dies stets erneut eindrücklich bestätigt. Diese Erfahrungen drohen jedoch heute verlorenzugehen, und deshalb halte ich es für sehr wichtig, dass ich diese Erfahrungen meiner Generation weiterhin aktiv in die heutigen Diskussionen einbringe, damit unsere Welt ihre Bodenhaftung nicht vollständig verliert.

Anmerkungen

- 1) Bei diesem Text handelt es sich um die Abschiedsvorlesung des Autors vom 11. Juli 2014 in Erlangen. Dabei wurde der Stil der mündlichen Rede beibehalten und der Text durch Anmerkungen und Literaturverweise ergänzt.
- 2) Der „Festakt zum 65. Geburtstag des Alpenforschers Univ.-Prof. Dr. Werner Bätzing“ fand am 19. Mai 2014 im Tiroler Landhaus in Innsbruck statt, und er wurde organisiert vom Land Tirol, vom Ständigen Sekretariat der Alpenkonvention, vom Institut für Interdisziplinäre Gebirgsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und von CIPRA-Österreich. Bei diesem Festakt wurde auch die von Tobias Chilla herausgegebene Festschrift überreicht (CHILLA 2014).
- 3) Siehe dazu meine wissenschaftstheoretischen Überlegungen in BÄTZING 2011.
- 4) Das Theorie- Praxis-Verhältnis, das aus einem solchen Wissenschaftsverständnis erwächst, bezeichne ich unter Bezugnahme auf Martin BOESCH (1989) als „engagierte Geographie“.
- 5) Der ländliche Raum, mit dem ich mich von Erlangen aus beschäftigte, wurde am Anfang von mir als „ländlicher Raum im Umkreis von Erlangen“, dann als „ländlicher Raum in der Region Nürnberg e.V.“ und später als „ländlicher Raum in der Metropolregion Nürnberg“ benannt. Dabei handelte es sich nie um normative Abgrenzungen auf der Grundlage theoretischer Reflexionen, sondern um sehr pragmatische Abgrenzungen. Damit diese Bezeichnung in der Abschiedsvorlesung nicht zu lang und zu kompliziert wird, spreche ich hier einfach vom „ländlichen Raum in Franken“. Und obwohl in der wissenschaftlichen Literatur seit einiger Zeit stets vom ländlichen Raum im Plural („ländliche Räume“) gesprochen wird, weil die Unterschiede zwischen den ländlichen Räumen größer seien als die zwischen Stadt und Land, spreche ich weiterhin vom ländlichen Raum im Singular, weil für mich das komplementäre Verhältnis zwischen Stadt und Land im Zentrum meiner Überlegungen steht.
- 6) Die Liste mit allen von mir in Erlangen betreuten Examensarbeiten steht im Internet: www.geographie.uni-erlangen.de/personen/wbaetzing/.
- 7) Siehe dazu: ERMANN 1997 (Magisterarbeit), ERMANN 1998 (Publikation der Magisterarbeit) und ERMANN 2005 (Dissertation).
- 8) Diese Analyse wurde im Auftrag des Landkreises Neumarkt in der Oberpfalz und der dortigen REGINA GmbH durchgeführt. Siehe dazu W. BÄTZING et al. 1999 und BÄTZING/ERMANN 2001.
- 9) Bei diesen Examensarbeiten ist diejenige von Daniela Schwab besonders hervorzuheben, weil sie eine sehr gelungene Zusammenfassung von zahlreichen Examensarbeiten ist, die bei mir geschrieben wurden (SCHWAB 2009 und SCHWAB 2010: Publikation der zentralen Ergebnisse).
- 10) Siehe dazu BRAUER/MÜLLER 2011 und 2014 und www.gscheitgut.de (14.07.2014).
- 11) Siehe dazu die Masterarbeit von Florian PORST (2014).
- 12) HANZIG-BÄTZING/BÄTZING 2005, S. 88 ff.
- 13) Die programmatische „Bad Windsheimer Erklärung“ steht im Internet: www.metropolregionnuernberg.de/fileadmin/metropolregion_nuernberg_2011/06_aktuell/04_pressemitteilungen/071108_Nr17_BadWindsheimer_Erklaerung.pdf (14.07.2014).
- 14) Meine inzwischen sechs Wanderbücher über Teile der piemontesischen Alpen sind im Rotpunktverlag in Zürich erschienen: www.rotpunktverlag.ch (14.07.2014).
- 15) Die Ergebnisse wurden im Jahrbuch für Fränkische Landesforschung Bd. 63/2003, S. 295-362 publiziert (Beiträge von K. WEBER, A. O. WEBER, H. ULM, W. BÄTZING) und gleichzeitig als Broschüre (WEBER 2003) herausgegeben, die in der Gemeinde und in der Region vertrieben wurde.
- 16) Siehe dazu ULM/WEBER 2008.
- 17) Siehe dazu BÄTZING/WEBER 2008 und Bätzing 2008 und www.egloffstein.de (14.07.2014).
- 18) Siehe dazu BRAM/KOCH 2011.
- 19) Siehe HEIT 2012.
- 20) Diese Entwicklung habe ich von Beginn an begleitet und später im Rahmen der Dissertation von Friedericke Weber vertieft analysieren lassen (WEBER 2013).
- 21) Siehe dazu grundsätzlich BÄTZING 2014.
- 22) Siehe dazu SONDRERSHAUS 2007 (Magisterarbeit) und SONDRERSHAUS 2008 (Publikation der zentralen Ergebnisse).
- 23) Siehe dazu www.klvhs-feuerstein.de, (14.07.2014).
- 24) www.stmwi.bayern.de/landesentwicklung/instrumente/regionalmanagement.html (mit Kartendarstellung) (14.07.2014).
- 25) Siehe SIEVERTS 1997.
- 26) Siehe Bätzing 2012.
- 27) Siehe dazu BECKER/SCHNEIDER 2007.
- 28) Mit der demographischen Entwicklung in Franken habe ich mich immer wieder beschäftigt; eine Zusammenfassung findet sich in BÄTZING 2014b.
- 29) Das (private) „Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung“ propagiert seit einem Jahrzehnt eine solche Entwicklung (KRÖHNERT et al. 2006, S. 46–47).
- 30) Zur demographischen Entwicklung 2004–2012 in Bayern siehe BÄTZING 2014b, zur Prognose bis 2032 siehe www.statistik.bayern.de (14.07.2014).
- 31) Siehe BÄTZING 2014a; dieser Artikel basiert auf den Ergebnissen eines Projektseminar und einer Reihe von Examensarbeiten.
- 32) Siehe UNGLAUB 2010 (Zulassungsarbeit) und UNGLAUB 2013 (Publikation der wichtigsten Ergebnisse).
- 33) Siehe BBR 2005, S. 136.
- 34) Siehe ZBS 2010.
- 35) Damit widerspreche ich der Interpretation von LEHMEIER/GLÖTZL 2014, die m.E. zu stark einer reinen Karten-/Textinterpretation verpflichtet bleiben und den politischen Kontext zu wenig beachten.
- 36) Meine Publikationen zum ländlichen Raum sind auf meiner Internet-Seite verzeichnet (www.geographie.nat.uni-erlangen.de/personen/wbaetzing/), und zwar sowohl in chronologischer wie in thematisch gegliederter Form. Eine systematische Vernetzung der zahlreichen Einzelaspekte habe ich in meiner Vorlesung „Der ländliche Raum“ (lange Zeit Pflichtvorlesung im Zyklus der Grundvorlesungen am Institut für Geographie) entwickelt, die ich in absehbarer Zeit als Buch veröffentlichen möchte.
- 37) Ich spreche stets bewusst von „Studenten“ und nicht von „Studierenden“, weil in der deutschen Sprache der Begriff „Student“ sowohl den männlichen wie den weiblichen Studenten bezeichnet und das Gerundium „Studierender“ in der deutschen Sprache einen sehr unschönen Begriff darstellt. Außerdem habe ich immer wieder den Eindruck, dass die Betonung von (falscher) sprachlicher Korrektheit beim Gender-Diskurs den Fokus auf die Form legt, worüber die Inhalte sehr leicht in den Hintergrund treten.
- 38) Dies ist die zentrale These des Buches „Entgrenzte Welten“, das ich zusammen mit meiner Frau geschrieben habe (HANZIG-BÄTZING/BÄTZING 2005).

Literatur

- BÄTZING, Werner. 2014: Die territoriale Neugliederung Bayerns durch die Gebietsreform der 1970er Jahre als Antwort auf die Herausforderungen der Moderne. Eine grundsätzliche Bewertung dieser säkularen Reform und ihre Bedeutung für die heutigen Herausforderungen am Beispiel des Landkreises Neumarkt in der Oberpfalz. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 59: 151–164.
- BÄTZING, Werner. 2014a: Nutzungskonflikte zwischen Teichwirtschaft, Naturschutz und Freizeitinteressen im Aischgrund. Probleme und Potenziale bei der Aufwertung des „Aischgründer Karpfens“ zum Qualitätsregionalprodukt. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 59: 81–100.
- BÄTZING, Werner. 2014b: Artikel „Bevölkerungsentwicklung 19./20. Jahrhundert (in Bayern)“. In: Bayerische Staatsbibliothek, (Hrsg.): Historisches Lexikon Bayerns (Inter-Lexikon): www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44452, (14.07.2014).
- BÄTZING, Werner. 2012: Zur Aufwertung von Regionalprodukten unter der Dachmarke „Original Regional“. Eine zentrale Strategie zur Sicherung gleichwertiger Lebensbedingungen angesichts relevanter wirtschaftlicher Stadt-Land-Unterschiede. In: Europäische Metropolregion Nürnberg (Hg.): Regional-Monitor 2012 – Zahlen, Karten, Fakten. Nürnberg: 28–33.
- BÄTZING, Werner. 2011: „Neue Kulturgeographie“ und Regionale Geographie. Können die Ansätze der „Neuen Kulturgeographie“ auf die Regionale Geographie übertragen werden? In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 153: 101–128.
- BÄTZING, Werner. 2009: Orte guten Lebens. Die Alpen jenseits von Übernutzung und Idyll. Einsichten und Einmischungen aus drei Jahrzehnten. Zürich.
- BÄTZING, Werner; WEBER, Andreas Otto (Hg.). 2008: Kulturweg Egloffstein. Der kulturhistorische Wanderweg durch die Gemeinde Egloffstein. Markt Egloffstein.
- BÄTZING, Werner (Hg.). 2008: Schullandheim Mostviel. Berichte aus dem Alltagsleben des Jahres 1934. Markt Egloffstein.
- BÄTZING, Werner; ERMANN, Ulrich. 2001: Was bleibt in der „Region“? Analyse der regionalen Wirtschaftskreisläufe landwirtschaftlicher Erzeugnisse am Beispiel des Landkreises Neumarkt in der Oberpfalz. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 45/2: 117–133.
- BÄTZING, Werner et al. 1999: Regionale Absatzwege land- und forstwirtschaftlicher Erzeugnisse aus dem Landkreis Neumarkt i. d. OPf. Neumarkt.
- BBR. 2005: Raumordnungsbericht 2005. Bonn (BBR-Berichte Bd. 21).
- BECKER, Hans; SCHNEIDER, Manfred. 2007: Philipp Hümmer – Geograph und Didaktiker (1944–2006). In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 53–54: 1–10.
- BOESCH, Martin. 1989: Engagierte Geographie. Zur Rekonstruktion der Raumwissenschaft als politik-orientierte Geographie. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 98).
- BRAM, Günther; KOCH, Roman. 2011: Trubachweg. Geologie – Kultur – Klettern. Obertrubach/Forchheim, 2., erweiterte Auflage.
- BRAUER, Corinna; MÜLLER, Michael (Hg.). 2011: Gscheidgut – Franken isst besser. Erlangen.
- BRAUER, Corinna; MÜLLER, Michael (Hg.). 2014: Gscheidgut – Franken isst besser. Band 2. Erlangen.
- CHILLA, Tobias (Hg.). 2014: Leben in den Alpen – Verstädterung, Entsiedlung und neue Aufwertungen. Festschrift für Werner Bätzing zum 65. Geburtstag. Bern.
- ERMANN, Ulrich. 2005: Regionalprodukte. Vernetzungen und Grenzziehungen bei der Regionalisierung von Nahrungsmitteln. Stuttgart (Sozialgeographische Bibliothek 3).
- ERMANN, Ulrich. 1998: Regionale Wirtschaftsverflechtungen fränkischer Brauereien. Perspektiven für eine eigenständige und nachhaltige Regionalentwicklung. Erlangen (Erlanger Geographische Arbeiten Sonderband 25).
- ERMANN, Ulrich. 1997: Regionale Wirtschaftsverflechtungen fränkischer Brauereien – Perspektiven für eine eigenständige und nachhaltige Regionalentwicklung. Masterarbeit am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- HANZIG-BÄTZING, Evelyn; BÄTZING, Werner. 2005: Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit. Zürich.
- HEIT, Felix. 2012: Altwege als wandertouristisches Potenzial am Beispiel der Erschließung zweier Wanderwege mit dem Thema ‚Historische Wege‘ auf der Frankenhöhe. Unveröffentlichte Masterarbeit am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- KRÖHNERT, Steffen et al. 2006: Die demographische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen? München (dtv 34296).
- LEHMEIER, Holger; GLÖTZL, Gregor. 2014: Auf die falsche Karte gesetzt – ein kritisch-kartographischer Blick auf die Debatte um den Bericht des Zukunftsrates. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 59: 165–176.
- PORST, Florian. 2014: Das neue „Regionalfenster“ – ein Instrument zur Aufwertung von Regionalprodukten? Unveröffentlichte Masterarbeit am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- ULM, Hermann; WEBER, Andreas Otto. 2008: Spurensuche Kunreuth – ein kulturgeschichtlicher Wanderweg durch Dorf und Flur. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 55: 49–58.
- SCHWAB, Daniela. 2010: Regionalprodukte haben’s schwer – aber in sich! Hemmnisse und Potenziale von Regionalprodukten in der Metropolregion Nürnberg. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 57: 17–30.
- SCHWAB, Daniela. 2009: Regionalprodukte haben’s schwer – aber in sich! Hemmnisse und Potenziale von Regionalprodukten in der Metropolregion Nürnberg. Unveröffentlichte Zulassungsarbeit Lehramt Gymnasium am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- SIEVERTS, Thomas. 1997: Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden (Bauwelt Fundamente 118).
- SONDERSHAUS, Frank. 2008: Eigenständige Regionalentwicklung und nachhaltige Entwicklungsräume. Überlegungen zum Raumbezug eigenständiger Entwicklungskonzepte vor dem Beispiel des administrativ geteilten Raumes Fränkische Schweiz. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 55: 15–47.
- SONDERSHAUS, Frank. 2007: Nachhaltige Regionalentwicklung in administrativ geteilten Räumen. Die Umsetzung eigenständiger Entwicklungskonzepte im zentrennahen ländlichen Raum „Fränkische Schweiz“. Unveröffentlichte Masterarbeit am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- UNGLAUB, Matthias. 2013: Die Ausweisung eines Nationalparks Steigerwald – Vorteil oder Nachteil für die Region? In: Mitteilungen der Fränkischen geographischen Gesellschaft 58: 115–136.
- UNGLAUB, Matthias. 2010: Die Ausweisung eines Nationalparks Steigerwald – Vorteil oder Nachteil für die Region? Unveröffentlichte Zulassungsarbeit Lehramt Gymnasium

- am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- WEBER, Andreas Otto (Hg.). 2003: Kunreuth. Natur und Geschichte, Gegenwart und Zukunft eines oberfränkischen Dorfes. Kunreuth.
- WEBER, Friedericke. 2013: Naturparke als Manager einer nachhaltigen Regionalentwicklung. Probleme, Potenziale und Lösungsansätze. Wiesbaden (RaumFragen: Stadt – Region – Landschaft).
- ZBS (*Zukunftsrat der Bayerischen Staatsregierung*). 2010: Zukunftsfähige Gesellschaft – Bayern in der fortschreitenden Internationalisierung. Bayerische Staatskanzlei, München.